

UTA STÖRMER-CAYSA: **Grundstrukturen mittelalterlicher Erzählungen.**

Raum und Zeit im höfischen Roman, Berlin, New York: de Gruyter 2007, VII, 287 S. (de Gruyter Studienbuch)

Im argumentativen Fluchtpunkt des Buchs steht die These, dass die Raum- und Zeitstrukturen (»Chronotopoi«) höfischer Romane Funktionen der Protagonistenfigur sind und dass dies eine vormoderne – im doppelten Sinn des Anderen und Vorbereitenden – Form von Subjektivität darstellt. Insofern die Argumentationslinie darauf zielt, Gemeinsamkeiten zwischen Sinnmustern poetischer (»fiktionaler«) Erzählungen und theologisch-philosophischen Raum- und Zeitkonzepten aufzudecken, handelt es sich um eine kulturwissenschaftliche Untersuchung historischer Bedeutungsordnungen. Die »Parallelität von Denken und Dichten« (S. 3) ist wegen der quellen- und teilweise auch chronologiebedingten Unmöglichkeit diskursgeschichtlicher Ableitungen mentalitätsgeschichtlich als Ausfluss gemeinsamer Lebenswelt gedacht; die Gemeinsamkeiten entstehen »mit einem bemerkenswerten zeitlichen Vorsprung der Dichtung vor dem Auftauchen paralleler Fragen in der Wissenschaft« (S. 239).

Die Rekonstruktion »theoretischen« Zeit- und Raumwissens konzentriert sich zielorientiert auf das Spektrum »objektiver« und »subjektiver« Modelle: Das im 13. Jahrhundert rezipierte aristotelische Konzept der »objektiven« (von den Himmelsbewegungen bedingten) Zeit trifft in der scholastischen Debatte auf das für die Zeitgenossen ältere »subjektive« (mentale) augustinische Zeitkonzept. Das aristotelische Konzept des nichtsubstantiellen Raums, der einen rein kategorialen Status als Lage und Ort von – als Subjekte räumlicher Prädikate gedachten – Körpern hat und deshalb weder leer noch unbegrenzt sein kann, wird in der scholastischen Debatte ansatzweise auf eine von den Körpern abstrahierende und in diesem Sinn »objektivierende« Vorstellung hin geöffnet.

DOI 10.1515/bgsl.2010.014

Dem im 13. Jahrhundert rezipierten ›subjektiven‹ aristotelischen Raumbegriff entsprechen im chronologisch vorangehenden höfischen Roman die durch den sich bewegenden Protagonisten erzeugten Kontinuitäten und Grenzen des Raums, der als *aventure*-Raum diesen Bewegungen jedoch zugleich die Ziele setzt. Der ›objektiven‹ aristotelischen Zeit entspricht die im Sternenmaß vergehende Tages- und Jahreszeit, der ›subjektiven‹ augustinischen Zeit die – zunächst in Bachtin-Kategorien beschriebene – Abenteuerzeit, die durch das Handeln des Protagonisten erzeugt wird. Jenseits von Bachtin liegt die Einschätzung, dass dies nicht vollständig geschieht: Im Warten der *aventure* auf den Protagonisten liegt gewissermaßen eine Verbindung aus ›objektiver‹ und ›subjektiver‹ Zeit und damit eine poetische Parallele zur späteren scholastischen Öffnung vom aristotelischen zum augustinischen Konzept.

Die Romananalysen selbst sind zweigeteilt in die Untersuchung prinzipiellerer Raum- und Zeitstrukturen sowie speziellerer Chronotopoi. Symbolische Orte und Richtungen zeigen, dass Raumstrukturen durch Sinnstrukturen konstituiert und nicht erst sekundär semantisiert sind. In Analogie dazu konstituiert der Protagonist Kontinuitäten und Grenzen des Raums durch seine Bewegungen, statt sich in einem als primär gedachten Raum zu bewegen; dem »Raum-für-mich« – er »breitet sich wie ein Teppich unter der Aventure aus und rollt sich mit ihr wieder ein« (S. 75) – liegt eine »archaische, aber radikale Subjektivität« (S. 64) zugrunde. Die prinzipielleren Zeitstrukturen beruhen auf Spannungsverhältnissen zwischen der Abenteuerzeit (»eine literarische Zeitform, die den Helden nicht verändert, obgleich er in ihr handelt«, S. 80) und den rationalisierenden Konzepten von Kausalität, moralischem Urteil und Heilsgeschichte: Der Fehler des arturischen Protagonisten hat kausal-lineare Folgen, aber die Wiedergutmachung ist als Restitution des Zustands vor dem Fehler zirkulär; Zeitspannen, Tages- und Jahreszeiten sind semantisch konstituierte Zeiten; magische Orte haben keine lineare Zeit; die heilsgeschichtliche Zeit überlagert die Abenteuerzeit.

Als speziellere Raum-Zeit-Konstellationen werden das Handlungsschema der rechtzeitigen Rettung, der Zufall und das Wunderbare untersucht. Insofern das Rettungsschema die beiden Eigenzeiten von rettender und zu rettender Figur zugleich unterscheiden und aufeinander beziehen muss, eröffnet es die Möglichkeit, das Verhältnis zwischen ›subjektiver‹ und ›objektiver‹ Zeit in die Reflexion zu heben. Der Zufall konstituiert im Artusroman, indem er »zu einer freundlichen Herausforderung domestiziert« wird (S. 241), das für die Gattung zentrale optimistische Bild der erfolgreichen ritterlichen Handlungsmächtigkeit. Wo das Koinzidenzschema des spätantiken Liebes- und Abenteuerromans aktualisiert wird, bleibt der Zufall dagegen bedrohlich; das Konzept der göttlichen Providenz verleiht der Kontingenz jedoch Sinn, indem es sie als Prüfung des Protagonisten moralisiert. Wegen der geringeren unterstellten Berechenbarkeit erweist sich das Modell für die Neuzeit gegenüber dem des Artusromans, das nur noch ›triviale‹ Aktualisierung ermöglicht, gleichwohl als anschlussfähiger. Die wunderbare Anderswelt muss nicht immer räumlich klar abgegrenzt, mit Zeitlosigkeit ausgestattet und offen als Jenseitsraum semantisiert sein; sie kann als »unvollständiger Chronotopos« (S. 220) auch unklare raumzeitliche und semantische Grenzen zur Normalwelt haben. Im Gralsreich Chrétien und Wolframs wird die chronotopische Unterdeterminiertheit des Wunderbaren sogar durch die semantische Eindeutigkeit des Göttlichen nicht aufgehoben. Als Möglichkeit zur expliziten Beseitigung der Anderswelt durch Integration in die Normalwelt und damit als »ästhetischer

Ausweg in die Neuzeit« (S. 231) dient im ›Partonopier‹-Roman das Mahrtenehenschema.

Das Projekt, narrative Strukturen im Rekurs auf diskursives Wissen als Träger von Sinnkonstruktionen und damit von historischen Bedeutungsordnungen zu beschreiben, ist ein methodischer Schritt, der der narratologischen Analyse vormoderner Texte nichts Geringeres als einen Weg zur historischen Kulturwissenschaft weist. In diesem Sinn darf man das Buch ohne größere Umschweife als Markstein einschätzen.

Die Deutung der untersuchten Phänomene als Ausdrucksformen vormoderner Subjektivität hält eine vorsichtig-kluge Balance zwischen der Beschreibung von Alteritäten und Anschlussstellen. (Im Übrigen weiß die kluge Vorsicht auch, dass die beschriebenen Strukturen in Romanen und Filmen bis heute existieren; wenig ergiebig finde ich allerdings die Neigung, das mit der Kategorie ›trivial‹ zu erledigen.) Die »archaische, aber radikale Subjektivität« scheint mir zunächst freilich die biologische eines jeden sensitiven Lebewesens zu sein, das sich als Mittelpunkt seiner Welt wahrnimmt. In einem emphatischeren Sinn meint Subjektivität eher das Wissen darum, dass jedes Ich einen anderen ›Raum-für-sich‹ hat; dann ist sie eine Relation zu einer wie auch immer gedachten Objektivität oder zu als solchen erkannten anderen Subjektivitäten. Ein derartiges Phänomen erfasst das Buch am markantesten im Kapitel über die rechtzeitige Rettung; nicht von ungefähr kommt dabei aber erzählte mentale Wirklichkeitsmodellierung ins Spiel. Das könnte den Verdacht festigen, dass prägnanter gefasste vormoderne Subjektivität in höfischen Romanen am leichtesten in Innenweltdarstellung eine Form findet. Die Analysen zeigen indes sehr überzeugend, dass bestimmte Raum-Zeit-Konstellationen in der Handlung eine Voraussetzung dafür liefern.

Einwände evoziert am ehesten der hohe Generalisierungsanspruch, den nicht allein der Titel erhebt. Denn de facto geht es in erster Linie um die ›matière de Bretagne‹; gelegentliche Hinweise auf prinzipiell ähnliche Verhältnisse beispielsweise in Antikenromanen reizen zum Widerspruch. Im ›Eneasroman‹ etwa entfaltet sich die erzählte Welt zwar ebenfalls mit Eneas' Bewegung, aber in langen Episoden ohne ihn behält der Raum seine Kontinuität. Vorgeschichten werden zwar immer erst bei seiner Ankunft erzählt, aber überall gibt es eine erzählbare Zeit vor ihm. Selbst in den ›bretonischen‹ Geschichten rollt sich der Raumteppich nicht immer rückstandsfrei wieder unter dem Protagonisten ein; Iweins Weg etwa können die Grafentochter und ihre Botin nachreiten.

Nicht bekehrt hat mich die nachdrückliche Affirmation der anthropologischen Implikationen von Bachtins Abenteuerzeit. Sicher durchlaufen Erec, Iwein und Parzival keine ›Entwicklung‹ im Sinn des 18. Jahrhunderts; im modernen Sinn mögen sie auch nichts ›lernen‹. Trotzdem ist der Protagonist nicht einfach nach einem kreisförmigen Weg »wieder in derselben Lage wie vor seinem Fehler« (S. 175): Die Erzählungen legen nicht nahe, dass Erec noch einmal die eigene Lust zur Hauptbeschäftigung machen, Iwein reflexionslos Kampf oder Turnier suchen und Parzival eine Mitleidsregung absichtlich unterdrücken wird. Die Buße, die Störmer-Caysa als Denkmodell hinter den Handlungsverläufen stehen sieht, ist selbst kein völlig zirkuläres Schema, denn ihre Geltung beruht auf dem – gewissermaßen vektoralen – Willen zur Besserung.

Der Blick über die ›matière de Bretagne‹ hinaus auf andere poetische Gattungen – vom lateinischen historiographischen Erzählen ganz zu schweigen – wird vermutlich ein vielfältigeres Bild von »Grundstrukturen mittelalterlicher Erzählungen« ergeben. Manches erscheint dann womöglich weniger durch die Epoche und

mehr durch das Verhältnis zwischen unterschiedlichen mündlichen (keltischen, germanischen) oder schriftlichen (antiken) Stofftraditionen einerseits und gelehrtrationalisierenden Bearbeitungstechniken der grammatisch-rhetorischen Unterrichtskultur andererseits bedingt. Dieses Zusammentreffen könnte auch einige Eigentümlichkeiten gerade der ›bretonischen‹ Geschichten hervorgebracht haben: Der ›unvollständige Chronotopos‹ unterdeterminierter oder christlich semantisierter Anderswelten etwa legt diesen Gedanken ebenso nahe wie ihre weitgehende Rationalisierung, die zwar in Gestalt von Konrads ›Partonopier‹ erst am Ende, in Gestalt seiner Vorlage aber schon am Anfang der Geschichte des höfischen Romans steht. Die Liste ließe sich verlängern: Wenn Gottfried, anders als Eilhart, gegen die Finalität der Tristan-Geschichte allenthalben Kausalitäten setzt (so dass beispielsweise die Schiffe nicht von selbst nach Irland fahren und die Schwalben nicht mit dem notwendigen Frauenhaar nach Cornwall fliegen), wird eine Differenz zwischen stoff- und bearbeitungsbedingten Strukturen erahnbar.

Vielleicht wäre es deshalb aussichtsreich, für einen kulturgeschichtlichen Brückenschlag zwischen Erzählstrukturen und Wissensordnungen nicht allein auf die theologisch-philosophischen Gipfelgrate, sondern auch auf die ›trivialeren‹ Angebote der Rhetorik zurückzugreifen, die Störmer-Caysa zwar nicht ignoriert, aber etwas weniger liebevoll ins Kalkül zieht. Weil die Rhetorik höfischen Romandichtern mit den Bearbeitungstechniken auch bestimmte Konzepte der narrativen Vermittlung menschlichen Handelns in Zeit und Raum lieferte, brauchte man hier auch nicht auf eine mentalitätsgeschichtliche Parallelität oder auf den hegelschen Chronotopos einer der Philosophie immer schon vorausgehenden Emanation des Weltgeists in der Dichtung zu rekurrieren. Die Brücke zwischen Narratologie und Diskursgeschichte errichtet und die Fruchtbarkeit des Zugriffs überzeugend vorgeführt zu haben, bleibt gleichwohl das große Verdienst dieses klugen und ertragreichen Buchs.

Prof. Dr. Gert Hübner, Deutsches Seminar, Nadelberg, 4, Engelhof, CH-4051 Basel